

# Europa als Hundetrainer

Bulgaren in Bayern, Korruption in Bukarest – und jetzt die Hoffnung der Ukraine, der EU beizutreten: Wie steht es denn wirklich um unser Verhältnis zum Osten? Von Jan-Werner Müller

Schon ein Vierteljahrhundert ist es her, das Jahr 1989, das die Wiedervereinigung Europas nach dem Kalten Krieg einläutete. Eine Dekade ist vergangen, seit acht osteuropäische Staaten den Beitrittsprozess zur Europäischen Union mit fliegenden Fahnen vollendeten und sich zum ersten Mal in der Geschichte blühende demokratische Landschaften von Portugal bis Polen erstreckten, mit besten Aussichten nach weiter östlich. Heute ist klar, dass an dieser schönen Erzählung mit Happy End irgendetwas nicht ganz stimmte. Aber was?

Die Ereignisse in diesem Frühjahr bündeln wie in einem Brennglas die Widersprüche des europäischen Projekts: Christdemokratische Politiker – die ursprünglichen Architekten und einst glühendsten Verfechter der europäischen Einigung – machen Stimmung gegen innereuropäische Migration; die Europäische Kommission muss zähneknirsch zugeben, dass Rumänien und Bulgarien sieben Jahre nach ihrem Beitritt nicht besonders weiter gekommen sind in Sachen Korruptionsbekämpfung; gleichzeitig feiern die Serben die Aufnahme von Beitrittsverhandlungen als wichtigstes Ereignis nach 1945 – fünfzehn Jahre, nachdem sie Krieg gegen einige EU-Staaten geführt haben. Auf dem Euro-roidan schwenken die Demonstranten die blaue Flagge mit den goldenen Sternen, ja, es fließt gar Blut für das angelegte Abstraktum Europäische Union. Wie passt das alles zusammen?

Gleichgültig, wie oft es in Sonntagsreden und euphorischen Essays wiederholt wird: es stimmt nicht, dass die europäische Einigung schon am Anfang, nach den Schrecken des Holocaust, der Stärkung von Demokratie und Menschenrechten dienen sollte. Sie war aber auch kein rein kaltes Marktprojekt, wie es die entgegengesetzte Sicht auf die Gründerväter hat. Diese wollten vielmehr einen Wert verwirklichen: Die Wirtschaftsgemeinschaft sollte einen westeuropäischen Frieden geradezu erzwingen, indem man die nationalen In-

dustrien so verschränkte, dass Krieg praktisch unmöglich wurde; subjektive Völkerverständnis wurde natürlich auch erwünscht, aber man vertraute eher der harten Logik gegenseitiger Abhängigkeit. Demokratie wurde erst in den Siebziger- und Achtzigerjahren in den Wertekanon der Wirtschaftsgemeinschaft aufgenommen, als sich die damalige EWG zum ersten Mal nach Norden und Süden erweiterte. Schon damals galt, was nach dem Fall der Mauer überdeutlich werden sollte: Staaten traten nicht einem Klub von Demokratien mit eindeutigem Mitgliederprofil bei; stattdessen klärte die Frage nach Beitrittskriterien die Clubmitglieder erst darüber auf, wer sie eigentlich waren. Die Beitrittsaspiranten waren unsere eigene Frage als Gestalt.

In den Neunzigerjahren, als die Kandidaten stets zahlreicher und demokratisch scheinbar immer unsicherer wurden, griff die EU auf die erprobte Strategie zurück, Frieden und Freiheit durch Sachzwang zu schaffen, anstatt sich auf subjektive Bekehrung zu liberalen Werten zu verlassen. Laut den 1993 beschlossenen „Kopenhagener-Kriterien“ mussten Beitrittskandidaten im Detail unter Beweis stellen, dass sie rechtsstaatlich zuverlässige und binnenmarktkonforme Demokratien waren; sie durften weder Minderheiten schikanieren noch unter Wettbewerbsdruck einknicken (auch wenn die alten EU-Staaten selber keineswegs immer die Standards für Minderheitenschutz erfüllten).

Was einmal als uniforme Beitrittsprozedur gedacht war, wurde bald zu einer individuell zugeschnittenen Beitrittspolitik: Brüssel machte es sich zur Aufgabe, die Eliten Osteuropas geduldig an der Hand zu führen. Und diese Eliten waren für den bisweilen warnend im Westen erhobenen Zeigefinger durchaus dankbar: Für alles, was sich sonst politisch nicht durchsetzen ließ, konnte man die strengen Zuchtmeister aus dem Westen verantwortlich machen.

Leicht vergisst man, dass alles auch hätte ganz anders kommen können. Der eiserne Vorhang war 1989 gefallen, aber viele im Westen, allen voran Frankreich, konnten sich gut einen neuen, seidenen Vorhang vorstellen, anstatt wie heute eine europäische *ménage à trois* in einem gemeinsamen europäischen Haus zu leben. Die damalige EG zeigte Osteuropa erst einmal die kalte Schulter; dass der Westen die eigenen Märkte abschottete, zwang die Länder östlich der Elbe dann gerade dazu, nach dem Motto „Ganz oder gar nicht“ den Beitritt zu suchen. Und ohne Helmut Kohl – und die wirtschaftlichen und geostrategischen Interessen Deutschlands – wäre die EU vielleicht heute noch ein kleiner westeuropäischer, krypto-katholischer Club, mit Nebenrollen für die nervigen Briten (welche General de Gaulle lange nach ihrem ersten Beitrittsbesuch draußen hielt).

**Zwangloser Zwang – kann und soll Brüssel als normative Supermacht auftreten?**

Es ist bezeichnend für die stark schwankende Konjunktur der EU bei den Intellektuellen, dass viele Beobachter 2004, nach dem „Massenbeitritt“ und dem scheinbaren Scheitern der Irak-Invasion der USA, Brüssel plötzlich zu einer Art normativer Supermacht hochstilisierten. Während Washington mit militärischer Gewalt Regimewechsel herbeizubomben suchte, setzte die EU auf den zwanglosen Zwang des Mitgliedsversprechens – und damit der Transformation von innen: Nach dem Beitritt sah auf den ersten Blick alles so aus wie zuvor, plus ein paar blaue Flaggen, aber innerlich hatten sich Staatsapparate und ganze Gesellschaften „europäisiert“ und damit auch – obwohl das keiner ganz so laut sagte – „zivilisiert“. „Konditionalität“ lautete das Zauberwort im Jargon der Politikwis-

senschaftler; einfacher gesagt: Wer bei der Umsetzung der 80 000 Seiten europäischen Rechts stockte oder gar schummelte, kam auch nicht an die Fleischtöpfe.

Doch war nicht nur diese Art von Hundetrainer-Logik am Werke. Viele Osteuropäer wollten in die Union, weil Brüssel eine Art Versicherungspolice gegen autoritäre Rückfälle im Angebot zu haben schien. Wo bei klar geworden ist, dass die EU im Ernstfall nicht wirklich helfen kann. Denen, die draußen vor der Tür warten, kann Brüssel Bedingungen geradezu diktieren; wer einmal drinnen ist, kann sich gehörig daneben benehmen, ohne dass viel passiert – ein Problem, das inzwischen anspruchsvoll „Kopenhagen-Dilemma“ heißt.

Ungarn hat es bekanntlich vorgemacht. In der Konfrontation mit Viktor Orbán und seiner Fidesz-Partei hat Brüssel die bittere Lektion lernen müssen, dass es zwar Mitgliedstaaten vor den Europäischen Gerichtshof zerren und sogar Recht bekommen – aber beispielsweise die politische Festigung eines illiberalen „Fidesz-Staates“ auf der Basis einer parteipolitisch geprägten Verfassung nicht beeinflussen kann. Diese Lektion wird anderswo gern aufgenommen: Der rumänische Ministerpräsident Victor Ponta war im Sommer 2012 mit Brüssel aneinander geraten, nachdem er grobschlächtig versucht hatte, die Gewaltenteilung auszuhebeln. Heute lässt er eine neue Verfassung schreiben. Auf ähnliche Gedanken dürften früher oder später vielleicht der tschechische Präsident Miloš Zeman und der slowakische Erzpopulist Robert Fico kommen: In einem Manöver, das an die letzten Jahre der Weimarer Republik gemahnte, hatte Zeman im Juli vergangenen Jahres versucht, das Parlament zu entmachten; Fico will sich in diesem Frühjahr zum Präsidenten wählen lassen – ob er sich wohl mit dem gegenwärtigen Verständnis dieses Amtes als weitgehend repräsentativ begnügen wird?

Es ist geradezu so, als ob wir 1989 und 2004 noch einmal unter politisch umgekehrten Vorzeichen erlebten: Vor fünfundzwanzig Jahren sprang die Idee einer friedlichen Revolution von Land zu Land, mit liberalem Endresultat; heute wird das Orbánsche Muster des legalisierten Machtmissbrauchs kopiert, mit dem Ergebnis illiberaler Regime in der Region. 2004 wurde man europäisch, und alles sah wie vorher aus; heute untergraben Regierungschefs Europas Standards von Demokratie und Rechtsstaat, und weil sie dies nicht offen sagen, sieht auf den ersten Blick alles wie vorher aus, sogar mit blauen Flaggen.

Gemäß dem Muster der starken normativen Konjunkturausschläge der EU werden nun wohl immer mehr Beobachter in ein Klage- und Wargeschrei einstimmen: Bloß keine Beitrittsperspektive für die Ukraine, denn man sieht ja, dass es mit der „Transformationsmacht“ Brüssels doch nicht weit her ist. Oder Politiker versuchen gleich, ein klein wenig Kapital zu schlagen aus über Nachrede über die EU, und die Rumänen und die Bulgaren, die sich doch glatt herausnehmen, von ihrem Recht auf Freizügigkeit innerhalb der Union Gebrauch zu machen. Dabei sind es gerade die Pendler zwischen Ost und West – und mehr noch die Rückkehrer nach Osteuropa – die oft zu einer Demokratisierung von unten beitragen: Sie finden sich nicht mehr einfach mit Korruption ab und stellen höhere Ansprüche an ihren Staat – weil sie selbst erlebt haben, wie es auch anders geht.

Die Schlussfolgerung aus der Umkehrung von „89“ und „04“ ist denn auch nicht, dass man manche Länder nie und nimmer hätte aufnehmen sollen – sondern, dass man dem „Monster Brüssel“ in mancher Hinsicht noch mehr Leine, sprich mehr Macht, geben muss. Rumänien und Bulgarien wurden nicht zu früh in die EU aufgenommen, weil die Kommission gern

immer mehr Bürokraten und Übersetzer beschäftigen würde, sondern weil Frankreich – ganz im Sinne geopolitischer Vorstellungen à la neunzehntes Jahrhundert – möglichst schnell ein Gegengewicht zu den vermeintlich „deutschen“ Beitrittsländern schaffen wollte.

Die EU-Kommission hat aus diesen Erfahrungen gelernt: Verhandlungen über Grundrechte und das Justizsystem werden mit Beitrittskandidaten nun zuerst eröffnet und als letzte abgeschlossen; Zwischenziele werden von Brüssel abgesteckt, und wer hier betrügt, kann wirklich fliegen: Die EU hat alle Freiheiten, die Gespräche abzubauen. Wenn diese Drohung trotzdem nicht wahr gemacht wird – wie zuletzt bei Kroatien, das Orbán baldmöglichst in die EU haben wollte, und der Türkei – dann hat das weniger mit dem blinden Erweiterungseifer von Brüsseler Kommissaren zu tun als mit den Interessen einzelner Mitgliedsstaaten.

**Die Frage ist nun, wie ernst wir es mit Demokratie und Freizügigkeit meinen**

Man ist versucht zu sagen, dass wir uns in dem ererbten, gemeinsamen Europa derzeit wie Schlafwandler bewegen. Meinen wir es mit Freizügigkeit und vor allem Demokratie außerhalb und innerhalb der EU nun ernst oder nicht? So paradox es scheinen mag: Mehr Misstrauen seitens Brüssels gegenüber den Nationalstaaten macht es leichter, dass sich diese Nationalstaaten gegenseitig vertrauen. Derzeit finden sich die europäischen Bürger mehr oder weniger resigniert damit ab, dass infolge der Euro-Krise den nationalen Parlamenten eine finanzpolitische Zwangsjacke verpasst wird; andererseits verhindern die Regierungen der Mitgliedsstaaten, dass Brüssel politische Sanktionen verhängt, ob nun gegen Ungarn oder jüngst gegen die Ukraine. Wie passt das zusammen? Warum ist Geld wichtiger als Grundwerte? Die Väter der europäischen Einigung würden sich wundern.

Jan-Werner Müller lehrt Politische Theorie und Ideengeschichte in Princeton.

## Wie ein Boxer

Der Kurator Jan Hoet ist tot

Ein Gespräch mit ihm konnte nur obsessiv verlaufen. Jan Hoet, der Amateurboxer, der selbst am liebsten Maler geworden wäre, sah sich als Überzeugungstäter. Er war, darin ganz Romantiker, ein glühender Verfechter des Künstler-Egos, weshalb er sich auch selbst, als Ausstellungsmacher, auf persönliche Eingebung berief, nicht auf herrschende Diskurse. Subjektivität und Autonomie, das waren seine Losungen, als er 1992, nach dem Ende des Eisernen Vorhangs, die neunte Documenta verantwortete. Die Brisanz des Epochenumbruchs ignorierte er und feierte, noch einmal, das Modell des Kuratoren-Impresarios, der von Berührungängsten mit Entertainment-Effekten nicht geplagt wird.

Hoet huldigte der Kunst mit einer Riesenschau von rund tausend Werken, die fast allesamt eigens für die Weltkunstschau produziert worden waren, zugleich beschwor er die Wurzeln der Gegenwart. Mit Werken von Jaques-Louis David, Gauguin, Ensor und Giacometti spannte er den Bogen in die Geschichte – was im heutigen Biennale-Betrieb, gang und gäbe geworden ist. Der Kenner, der in den Ateliers nach Qualität fahndet: Mit diesem Selbstverständnis schloss Hoets Documenta allerdings eine Ausstellungs-Epoche ab, anstatt eine neue zu begründen.



Ein direkter, glühender Draht zur Kunst: Kurator Jan Hoet (1936 bis 2014) kannte keine Berührungängste. Der frühere Documenta-Chef ist jetzt in Gent gestorben. FOTO: DPA

Doch immer mischte sich auch Selbstironie in seine Rhetorik der Freiheit für die Kunst – auch gegenüber den Konventionen des Betriebs. Einen Meilenstein hatte der 1936 in Leuven geborene Ausstellungsmacher mit den „Chambres d'Amis“ gesetzt, als er 1986 fünfzig Bürger in Gent davon überzeugte, ihre Wohnungen für künstlerische Interventionen zu öffnen; kaum eine Schau wird in der Debatte um Alternativen zum musealen „White Cube“ und dessen Erstarrung so häufig genannt. Der glühende, direkte Draht zu den Künstlern hat Hoets Auswahlkriterien aber nicht durchweg geschärft, manche Ausstellung verlor sich in Beliebigkeit – wie die neunte Ausgabe der Open-Air-Schau in Sonsbeek (2001).

Doch bleibt sein Verdienst die Gründung des Stedelijk Museum voor Actuele Kunst in Gent, bekannt als S.M.A.K., dem Hoet als erster Direktor vorstand. Herford verpflichtete ihn dann 65-jährig als Gründungsdirektor des Museums „Marta“, das er, noch vor dem Einzug in den Prestigebau von Frank Gehry, mit einer Skandalschau des Norwegers Bjørn Melgaard ins Gespräch brachte – wohl wissend, dass die Provinz, für die er sich nie zu schade war, sonst ignoriert wird. Am Donnerstag ist Jan Hoet im Alter von 77 Jahren in Gent gestorben.

GEORG IMDAHL

Banauen, alles nur Banauen! So sprach man in der Antike über die Produktion der Handwerker. Das griechische Wort *bánausos* bedeutet nämlich so viel wie „Der am Ofen hockt“. Damit wurden, nicht sehr respektvoll, die schwitzenden Hersteller sogenannter Kleinkunst bezeichnet, die in ihren Werkstätten unter dem Schutz des humpelnden Schmiedegottes Hephaistos standen, welcher im Götterhimmel seinerseits dem Mobbing ausgesetzt war. Das war gemein und ziemlich ungerecht, denn die „Banauen“ schufen Gegenstände mit viel Liebe zum Detail und von bleibendem Wert – Gegenstände, deren klassische Formen die Geschichte des Designs beeinflusst haben, zum Teil bis heute: Obstschalen, Spiegel, Figurinen, Ohrhinge, Glaskannen. . .

Während man sich in diesen Tagen auf den Marmorstufen der Glyptothek am Münchner Königsplatz von der Frühlingssonne braten lässt und seine Sonnenbrillen vorzeigt, glitzern im gegenüberliegenden Bau der Staatlichen Antikensammlungen die Prestige- und Konsumobjekte des Altertums. In der jetzt neu eröffneten Ausstellung „Im Glanz des Hephaistos“ sieht man, dass damals kein einziger Bereich des materiellen Lebens, ob Fest oder Alltag, vom Gestaltungswillen ausgenommen war.

**Ein Küchensieb ist mehr als ein Werkzeug. Der Siebmacher ist so stolz, dass er es signiert**

Man hatte Stil. Ein griechisches, im ägyptischen Alexandria im ersten vorchristlichen Jahrhundert gefertigtes Tintenfass, sehr klein, sehr fein, machte einst offenbar so viel Eindruck, dass es in einem nubischen Königsgrab im heutigen Sudan wiedergefunden wurde. Klassische Griechen achteten auch bei der Rüstung fürs blutige Schlachtfeld auf stilvolle Materialbehandlung. Einen römischen Wasserhahn bediente man, indem man an einem handlichen, putzigen Bronze-Stier drehte. Ebenfalls aus Bronze waren extravagante Bettbeschläge in Elefantform, *très chic*. Sogar die Sicherheitsnadeln der antiken Gewänder wurden mit feinsten Ornamenten zu Statussymbolen erhoben. Und ein Siebgefäß aus Pompeji war deutlich hübscher als die heute handelsüblichen Nudel-Abtropf-Dinger.

Dass der Durchlöcherer jenes antiken Küchensiebes auch noch selbstbewusst seinen eigenen Namen ins Metall gepekt hat – eine Signatur, wie man sie auch von berühmten Vasenmalern kennt –, das zeigt, dass dem arroganten Herablickenden auf die unfeinen Handwerker durchaus ein individueller Schöpferstolz gegenüberstand. Damit ist die grundsätzliche Frage berührt: Was unterscheidet eigentlich in den alten Kulturen die Kunst vom Kunsthandwerk? Die Standarderzählung lautet da: Der Künstler sei vor der Erfindung der modernen Genieästhetik überhaupt in erster Linie ein Handwerker gewesen, im Fremdwort im Selbstverständnis.

Das stimmt auch sicherlich im Großen und Ganzen. Und doch gab es auch schon im alten Griechenland und Rom große Unterschiede im Ansehen zwischen den bedeutenden Bildhauern und Malern einerseits und den Herstellern gehobenen Produktedesigns andererseits. Wenn aber die



„große“ Kunst im Altertum wiederum nicht so weit erhoben wurde, dass sie von ihrem Auftragszusammenhang, von ihrem Sitz im Leben gänzlich gelöst worden wäre – in Religion, Politik, Gesellschaft –, so bedeutet dies umgekehrt eine Aufwertung der „kleinen“, der Gebrauchskunst in ihrer Individualität und Originalität, trotz der sozial nicht sehr hohen Stellung ihrer Produzenten. Wenn Inspiration und Technik nicht zu schief voneinander getrennt werden und wenn Artefakte nicht zwischen Kunstmuseum und Kunstgewerbemuseum aufgeteilt werden müssen (weil es beides noch nicht gegeben hat), dann kann sich auch im Alltag ein allgemeiner Sinn für das Schöne ausbreiten. Davon erz-

ählt diese Ausstellung, ganz gleich, ob es sich um Luxus- oder Massenware handelt. Da in München einer der weltweit reichsten Bestände antiker Kleinkunst verwahrt wird, speist sich die „Hephaistos“-Schau ganz aus den eigenen Sammlungen, die es verdienen, immer neu arrangiert zu werden. Das ist guter Münchner Brauch. In der Auswahl und Anordnung kommt der künstlerische Wert der Objekte zwar zur Geltung, aber er wird nicht isoliert von ihrer praktischen Funktion im Alltag. Entsprechend steigert sich im Rundgang geradezu kaufmännischer Materialwert der Gegenstände: Von der Terrakotta, also dem billigen gebrannten Ton, über Glas und Bronze bis hin zum filigranen Goldschmuck. Nicht

Große Kunst im Kleinen: Die Münchner Antikensammlungen „im Glanz des Hephaistos“

## Man hatte Stil

## Weißer Babykopf

Heinz Holligers einzige Oper „Schneewittchen“ in Basel



Ein römischer Luxusbecher aus durchbrochenem Glas (links); eine Bronze statuette aus Makedonien (oben); ein Tintenfass aus Alexandria. FOTOS: STAATL. ANTIKENSAMMLUNGEN



wenige der gezeigten Stücke lagen seit langem schon im Depot und wurden jetzt frisch restauriert. Viele sind von solcher Perfektion, Präzision und Harmonie, dass man nur staunen kann. Schönen Dank an die Banauen. JOHAN SCHLOEMANN

**Im Glanz des Hephaistos, Staatliche Antikensammlungen München, bis 14. September 2014. Info: www.antike-am-koenigsplatz.mwn.de. Dazu gibt es ein Begleitheft, außerdem ist aus Anlass der Ausstellung erstmals ein kompletter wissenschaftlicher Katalog der Tonfiguren des Museums erschienen: „Die figürlichen Terrakotten der Staatlichen Antikensammlungen München“, bearbeitet von F. W. Hamdorf (2 Bände, Kunstverlag Josef Fink).**

Karg, lauernd greifen aus dem Orchestergraben die Klänge und Kantilenen nach den vier Sängern. Doch sie werden sie nie erreichen mit ihrer Botschaft, dass alles sinnlos ist, weil die Zeit ruhig zermalmend über Menschen und Schicksale hinweggeht. Das verkündet zwei pausenlose Stunden lang die mäandernde Musik von Heinz Holliger, dem derzeit berühmtesten Komponisten der Schweiz, der so einen der rätselhaften Texte seines Landesgenossen Robert Walser imprägniert hat.

„Schneewittchen“ (1901) erzählt das Märchen in der Lebenslügemanier Ibsens als depressiv psychologische Pattsituation. Das frigide Schneewittchen setzt, gerade vom Prinzen aus dem Apfelgiftmord wachgeküsst, alles daran, sich ein intaktes Familienleben schön zu reden. Ein bürgerlicher Alptraum tut sich auf aus Triebstörung, Sexualfeindlichkeit, Psychosen, Verat und Unfähigkeit zu sozialem Verhalten. Also all das, was Holliger immer interessiert und er daher gern auf Hölderlin, Schumann, Trakl, Nelly Sachs zurückgreift.

**Die Versöhnung geht vom Opfer aus, dessen Reinheit wieder verhöhnt wird**

Als der 1939 geborene Holliger seine einzige Oper „Schneewittchen“ vor 16 Jahren in Zürich herausbrachte, wollten all diese Untertöne nicht so recht zum Vorschein kommen. Das Stück stellt sich auch quer gegen gängige Regiepraxis; die Aufnahme bewies es dann als ideales Hörstück. Jetzt macht Basel einen neuen Versuch, „Schneewittchen“ auf die Bühne zu bringen. Wie in Zürich dirigiert auch hier Holliger, die Bühne aber gehört Achim Freyer, diesem gelassen in bunte, antirealistische Bilder verliebten Märchenerzähler.

Das Kunstmuseum Basel zeigt gerade eine Schau des Flamen James Ensor (1860-1949), dessen karnevaleske Totenmasken Vorbild scheinen für die Kostüme von Amanda Freyer. Grell in Rot die Königin der Maria Riccarda Wesseling, die packend auf Heimtücke und Geilheit sinnt. Ein verunglückter Pierrot der Prinz von Mark Milhofer, der, blasiert leidenschaftslos, die Abgründe dieser Familienaufstellung bagatellisiert. Ganz grüner Haudrauf der Jäger von Christopher Bolduc, dessen Hemmung, Schneewittchen zu töten, auf Kastrationsängste und Impotenz schließen lässt. Während Pavel Kudinovs König der wie einer der harmlos-gefährlichen Fettsäcke Botteros erscheint und nur noch verzweifelte Güte ist.

Mit diesen geschädigten Gestalten versucht sich Schneewittchen mit riesigem weißem Babykopf zu arrangieren. Die weltferne Reinheit ist in den leisen Hochtönen von Anu Komi unüberhörbar. Die Versöhnung geht vom Opfer aus, das dadurch aber nur erneut zum Opfer einer ihre Reinheit verhöhnenden Gesellschaft wird. Freyer lässt es gern scheitern, belässt das Geschehen im Schwebeschritt, verweigert sich psychologischer Vertiefung, vordergründiger Dramatik. Das tut dem Stück, einerseits, gut. Andererseits wird dadurch deutlich, dass Holliger die dezent gesetzten Tiefen und Höhen des Walser-Textes nivelliert und mit einem Klangband umwattet, das keine allzu großen Unterschiede in der Dynamik, Tempo noch Charakter präsentiert. REINHARD J. BREMEBECK